

Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR – Zwischen Aufbegehren und Resignation

RINGVORLESUNG: „WIE SCHMECKTE DIE DDR?“

Es gilt das gesprochene Wort!

Klasse Zeiten für Rebellisches waren das, diese 60-er! Man brauchte sich nur die Haare über die Ohren kämmen, schon wurde man ernst genommen. In Sekundenschnelle wurde aus Dir ein Rüpel (für die Ü-30-Generation), ein Urmensch (für Ästheten), ein asoziales Subjekt (für die Polizei), ein Gammler (für die Zeitung), ein potentieller Verweigerer (Armee), ein Staatsfeind (Geheimdienst), manchmal auch Jesus (Sonstige). Der Schuldirektor persönlich setzte sich mit dem Schnitt Deiner Hose auseinander. Der Parteisekretär an der Uni hatte sich mit Deinem Bartwuchs zu beschäftigen. Die falsche Melodie auf den Lippen, standst Du mit einem Bein im Knast – mein Gott, was müssen die armen Kinder heutzutage für Verrenkungen machen, um Aufmerksamkeit zu erlangen!

Das vorgegebene Thema für diesen Aufsatz behauptet, dass es Bluesfreaks gab in der DDR, Tramps und Hippies. Nun, Tramp gab es sicher schon in meiner Jugend, womöglich mehr als Autos. Aber für „Tramps“ gab das Land eigentlich zu wenig Grenzen- und Ziellosigkeit her, und für richtige Hippies fehlte es doch bisschen an Farbe, Dope und Freedom, oder? Die Bluesfreaks indes traf man überall, wo Musik lärmte und Alkohol zu verdunsten drohte, auch wenn „Freaks“ (ursprünglich „Launen der Natur“, leicht verrückte, verschrobene oder verbaute Zeitgenossen) erst später als Begriff für nicht klassi- bzw. kastifizierbare Teenager in den Sprachgebrauch Einzug hielten. Zu meiner Zeit hießen sie Beatfans, Kunden

oder Luden. Aber ich kann nur bis Mitte der 70-er mitreden, danach bekam ich es mit einer anderen Szene zu tun: Linksradikale, Aussteiger, Anti-Atomkraft-Bewegung. Auch spannend. Aber vergleichsweise satt und gesittet.

Wie wir wissen, war Musik in unserer sozialistischen Heimat nicht einfach ein Ton- und Klanggemisch, sondern ein Politikum, das der großen Sache gefährlich werden konnte bzw. ihr gegebenenfalls dienen (davon konnten Ernst Busch oder Hartmut König ein Lied singen). Leider waren sich nationalsozialistische und kommunistische Kulturfunktionäre da ähnlich: Sowas wie eine „Reichskulturkammer“ oder später ein „Komitee für Unterhaltungskunst“ fällt nur ideologisch Beseelten ein. So wie die Nazis sich von Mendelssohn Bartholdys Musik bedroht fühlten, weil der ein Jude war oder sich bei Jazz schüttelten, weil sie den „Untermenschen“ als Verursacher ausgemacht hatten, so wurden auch unter der SED Musiker und Musikstile misstrauisch beäugt und in Gut und Böse eingeteilt, notfalls durch gezieltes Verschweigen zu unteroberflächlicher Existenz verdonnert. (Kurt Thomas z. B., der Thomaskantor aus Frankfurt am Main, der den Job schmiss, weil er sich durch die Partei nicht gängeln lassen wollte, wurde zum Nichtmenschen, zum Leerzeichen, zum Zeilensprung: Seine Aufnahmen wurden zwar häufig im Funk gesendet, aber stets ohne Angabe der musikalischen Leitung. Wenn also in der Programmzeitung kein Dirigent stand, wusste man, es ist Kurt Thomas.) Kirchenchoräle waren suspekt wie auch zunächst die Zwölftonmusik, wogegen Hanns

26. Mai 2009

www.kas.de

www.kas.de/dresden

Eisler allerdings höchstpersönlich einschritt. Jazz war bei den Nazis „Urwaldmusik“ und galt unter Ulbricht lange als „westlich dekadent“, bevor Rock ´n Roll und Beat in diesem Topf gekocht wurden, nur noch etwas heißer. Die Vorstellung, dass ihre „Junge Garde“ öffentlich die Beine verknoten oder Haarschöpfe schütteln könnte wie Elvis oder Beatles es vormachten, oder dass ihr die diversen Manifestationen der Partei am sprichwörtlichen Arsch vorbei gehen könnten, selbiger noch dazu in Glockenhosen oder Blue Jeans [´ni:dnho:sn] einher stolzierend, war den Veteranen ein Gräuel.

Warum erzähle ich das alles? Das Thema lautet; „Wie schmeckte die DDR?“ Aber was hat Ulbricht mit Geschmack zu tun?

Nun, wie wir uns gut erinnern, ließ sich die Regierung ihre Beliebtheit gern mittels Wahlen oder Kampfdemonstrationen durch das Volk bestätigen (Dabei störte es wenig, dass die Wahlen gefälscht und die Demonstrationen Pflichtveranstaltungen waren. Es soll ja auch Männer geben, die die Angebetete würgen müssen, bis „Ich liebe Dich“ kommt.) Besonders die Jugend galt es zu begeistern. Sie sollte die ganze Fürsorge der Partei zu spüren bekommen und zum Dank ewig für sie glühen. Doch da ist ein gar nicht kleiner Teil dieser Jugend, der sich einfach abklemmt, der samt Muse, Mode und Musik ganz andere Höhen zu erklimmen sucht, jenseits aller staatlichen Jugendförderung, pfeifend auf die viel gerühmten revolutionären Errungenschaften - das tut weh. Das ist nicht zu kapiern. Das gibt Anlass zum Schmollen: „Müssen wir denn jeden Dreck vom Westen übernehmen?“, maulte Ulbricht und meinte die Beat-Musik, auf die er eifersüchtig war, denn sie war charmant und im Begriff, die ganze Welt zu erobern. Aber sie war ein Blümchen von der West-Wiese und sollte in seiner DDR nicht duften dürfen.

Der Groll des Obersten schlug bald um in blinde Wut: Er verbat sich diese Töne, wer dagegen protestierte, wurde von der Straße gekehrt wie Kirmeshinterlassenschaft. Schlagartig war damit ein Teil der Jugend, gern „arbeits-scheue Elemente“ genannt, kriminalisiert und wurde entsprechend be-

handelt. Das hieß für die Auffälligsten Haarschnitt durch die Polizei, für die Vorlautes-ten ab in die Braunkohle. Karl Eduard von Schnitzler empfahl ein reinigendes Bad in seinem Schwarzen Kanal. Er hatte, selber Akkordeonspieler, nichts übrig für die Gitarrenklänge seiner jungen Musikerkollegen. Ein ganzes Magazin schoss er leer in Richtung Liverpool, was den Vorteil hatte, dass man mal ein paar Beatles-Bilder zu sehen und stückweise „Twist And Shout“ zu hören bekam im Ostfernsehen. Danke, Ede. Aber die Beat-Bands verloren ihre Spielgenehmigungen, mussten einer Neuerteilung Repertoire, Frisuren und sogar ihren Namen opfern. Aus den heißen SHATTERS oder GUITAR CRASHERS wurden alberne Meier-Combos oder Müller-Quintetts, die zur Einstufung wie geläutert im Anzug erschienen und DDR-Schlager intonierten. Kaum losgelassen jedoch, warn sie wieder die Alten. Die Musik fand weiter statt, Verbot hin, Kontrolle her. Bands und Kids emigrierten, weil es ja nicht anders ging, ins Landesinnere. Wenn in den Städten immer mal eine Band verboten wurde, weil es im Klubhaus zu wild hergegangen war, blieben die richtigen Löwenhöhlen in der Provinz wie Mülsen oder auch Dresden Hellerau weitgehend unbehelligt. Eigentlich nicht so recht zu verstehen, wo doch der Staat ansonsten allgegenwärtig war und ständig Loyalitätsbeweise forderte. Vielleicht war es den Verantwortlichen recht, wenn sich die Verrückten am Wochenende jenseits der sozialistischen Kulturpolitik austobten, solange sie dann halbwegs gesittet in den Alltag zurückkehrten? Oder sie waren einfach zu faul für Kontrollgänge? Wie bei der Ameisenbekämpfung: Sind keine mehr zu sehen, will man gern glauben, es seien keine mehr da. Andernfalls müsste man unter die Dielen, und das strengt an.

Damit sind wir bei dem treffenden Terminus „Untergrund“. Oder noch besser: Underground. So sahen sie sich gerne, Bands wie Fans. Rätselhaft bleibt, wie sich diese Szene jenseits aller Losungen und Kampagnen allwöchentlich da unten versammeln konnte. Sie war ja nicht gerade klein oder unauffällig, traf sich allerdings weit weg vom Schuss, weit weg auch von den Normen der sozialistischen Kulturpolitik, noch weiter

26. Mai 2009

www.kas.de

www.kas.de/dresden

weg von den Moralvorstellungen der Schreibtischhelden. Wie kleine staatenlose Enklaven boten sich die zehn, zwanzig Dorfgasthäuser dar, in denen „was los“ war. Die Wirte riskierten ihre Konzession, die Bands ihr Auskommen, Idealismus war, neben Geschäftssinn, durchaus im Spiel, wenn dort die Party stieg. Und die hatte es in sich, das kann ich unter Eid bezeugen. Selbstredend gab es keinerlei öffentliche Ankündigung der Veranstaltungen. Welche Band wann wo spielte, war nur vor Ort oder durch Flüsterpost zu erfahren, wirkungsvoller als alle PR-Aktionen, wie wir sie heute kennen. Die Säle waren rappellvoll, woran ich mich gern erinnere. Man durfte nicht so viel verdienen, wie eingenommen wurde. Also ging bei der Abrechnung Schwarzgeld übern Tisch, manchmal noch eine hausschlachtene Wurst als Zugabe.

Natürlich war die Szene auch politisiert, schon dadurch, dass die Musik zum Politikum, zur Chefsache erklärt worden war. Wenn man mit dem Vorstadtzug nach Gaschwitz fuhr war klar, man würde Gleichgesinnten begegnen, was die Zuneigung zum Staat DDR betrifft. Aber darüber musste man hier nicht reden. Wichtig waren Musik, Vögel, Getränk und ein Gefühl der Losgelöstheit von Pflicht, Familie, Schule, Job und Staat, das man nirgendwo sonst im Lande fand. Es war uraltes Gebälk, was da durch die allgemeine Ausgelassenheit auf seinen Halt geprüft wurde, Renovierungen standen nicht an. Die Gaschemmen waren einst vorgesehen für Dorftanz mit Blaskapelle und mussten nun, ständig überfüllt, den Lärm von Pop-Konzerten aushalten. Ich kann Worte machen, so viel ich will - den charakteristischen Geruch der Clos werde ich nicht in seiner Ganzheit erfassen können. Auch fühle ich mich außerstande, die Geräusche zu beschreiben, die auf der Bühne mit selbstgebasteltem oder aus volkseigener Produktion hervorgegangenem Equipment (REGENT) erzeugt wurden. Noch weniger ist es mir möglich, die Zusammensetzung der Luft oder besser: dessen, was man dort zum Atmen benutzte, in ihrer ganzen Sinnlichkeit verbal zu vermitteln. Am leichtesten geht das noch mit den Augenfreuden, ein pittoreskes Mischwerk aus Jungfrauen, Bierlachen, Zigarettenstum-

meln, Liebespärrchen, Kotzhaufen, Frust und Lebenslust. Und von wegen Komasaufen ist eine Errungenschaft des 21. Jahrhunderts – das könnt Ihr vergessen, Freunde. „Blues“, verstehste.

Der alte Blues war in seiner Zweifachbedeutung als Songform und Lebenslage übers große Wasser geschwappt und erlebte einen Boom in Europa, die Rolling Stones waren die bekanntesten Wellenmacher gewesen. Die Schlichtheit der Songs mit ihren drei Harmonien und den erdigen Lyrics - das traf genau auf die Zwölf, das verband. Das war der Suppentopf, aus dem es allen schmeckt.

Fünf Jahre waren Rock und Beat offiziell tabu, dann änderte sich die kleine DDR-Welt mit der Vergabe der Weltfestspiele an Ostberlin in manchem, auch in puncto Musikbetrieb. Wollte man nicht als hinterwäldlerisch in Erscheinung treten, musste man der Weltjugend ein paar gewohnte Klänge bieten. Die besten Bands wurden vom Fleck weg für Funk und Platte engagiert, sozusagen von trübem in Klarwasser überführt, was nebenbei den Vorteil bot, dass man sie besser unter Kontrolle hatte. Ziemlich genialer Schachzug, wie sich rausstellte. Leider nicht überliefert ist die Reaktion Walter Ulbrichts auf die Geburtsstunde dessen, was man heutzutage „Ostrock“ nennt. Fakt ist, dass er mitten in den Weltfestspielen, just während die eben noch verbotenen Bands mit der von ihm geschassten Musik ganz offiziell auf dem Alexanderplatz abräumten, gestorben ist. Sowas gibt's.

Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR – Zwischen Aufbegehren und Resignation

RINGVORLESUNG: „WIE SCHMECKTE DIE DDR?“

Es gilt das gesprochene Wort!

So etwas hatte selbst Steppe noch nicht erlebt: nur Jesuslatschen und Kletterschuhe, nur Jeans und Parkas, nur Typen mit langen Haaren, ein ganzes Heerlager voller Hippies! Viele von ihnen hatten es sich auf der Festwiese, in Blumenrabatten und auf Bürgersteigen gemütlich gemacht, lagerten auf mitgebrachten Armeeplanen, besorgten Bier oder ließen die Rotweinflasche kreisen. Einige andere badeten trotz Verbotsschildes in einem Teich, manche in voller Montur und mit der „Karo“ in der Hand. Ganz Verwegene kaperten Ruderboote und paddelten damit wild durch die Gegend. Vom Ufer piffen und johlten die Schaulustigen, im Hintergrund hörte man die Sirenen von Polizei und Feuerwehr. Und das alles tief im Osten, damals im Juli 1976 in Altenburg.

Steppe war dabei. Er ist Jahrgang 1952, heißt eigentlich Kurt Werner, aufgewachsen in Glauchau und Gera. Steppe gehörte zu denen, die am Freitag die Woche hinter sich ließen, den Daumen rausstreckten und für ein Wochenende das kleine Stück Freiheit suchten, das es auch in einer Diktatur geben musste. Er gehörte zu den Trampern, Kunden und Bluesern, zur vitalsten und langlebigsten Jugendkultur der DDR.

Alles fing ganz harmlos an. Bei Steppe war es am Anfang ein abfotografiertes Bild von den Beatles, dazu die Musik, die übers Westradio in den Osten schwappte. Auf der Straße sah er manchmal ältere Jugendliche mit längeren Haaren und Glockenhosen. Das war 1968. Mit solcherart kulturellem

Ungehorsam verstand man in der Ulbricht-Ära keinen Spaß. In der Schule predigten seine Lehrer, man solle sich von diesem Abschaum fernhalten, auch sein Vater war strikt dagegen. Im thüringischen Kreis Pöbneck holte der 2. SED-Sekretär im Oktober 1969 zu einer konzertierten Aktion aus: Binnen zweier Tage wurden dort 70 junge Männer aufgegriffen und zu einem Frisör geführt. Teilweise unter Polizeigewalt verpasste man ihnen einen „ordentlicher Haarschnitt“.

Ihre große Zeit hatten die Trampler in den siebziger Jahren. Zum allwöchentlichen Treff wurden die Konzerte der Bands und Musiker, die in der Szene schwer angesagt waren: Freygang, Engerling und Monokel, Jürgen Kerth, Hansi Biebl und Stefan Diestelmann, bis zu ihrem Verbot 1975 auch die Renft-Combo. Viele von denen waren in den städtischen Kulturhäusern und Jugendklubs nicht gern gesehen, also wichen sie auf flache Land aus. Weit ab vom Schuss gingen privat wirtschaftende Kneipiers und die Szene eine eigenartige Symbiose ein: Die Wirte holten die Bands in ihre Lokale und lockten damit eine trinkfreudige und trinkfeste Kundschaft an. Für den rollenden Rubel blickten sie schon mal über ein zertrampeltes Vorbeet hinweg. Im Gegenzug bekamen die Trampler ihr Refugium weit ab vom wirklichen Leben. Für ein paar Stunden wurden hier Love, Peace and Rock 'n' Roll zelebriert und der Termin fürs nächste Wochenende klargemacht. Legendär waren die Säle in Mülsen St. Niclas, Gaschwitz, Theuma und Ebersbrunn.

26. Mai 2009

www.kas.de

www.kas.de/dresden

Die DDR-Blumenkinder waren zumeist junge Arbeiter oder Lehrlinge, der ostdeutsche Hippie fühlte proletarisch. Nur in selten Fällen gehörten auch Oberschüler oder Studenten dazu. Der Grund ist simpel: Dem akademischen Nachwuchs konnte man die Karriere verbauen, einem Schlosser, Maurer oder Koch dagegen nicht. In der DDR gab es ein Recht auf Arbeit, wer mit 18 sein Berufsziel erreicht hatte, war schwer erpressbar. Schwierigkeiten machte höchstens die andere Seite der Medaille, die Pflicht zur Arbeit. Trammer, die ihre Wochenenden zu sehr ausdehnten oder in den Sommermonaten komplett auf die Piste gingen, kamen schnell mit einem Paragraphen in Konflikt, der Asozialität unter Strafe stellte. Nicht zu arbeiten, galt im Arbeiter-und-Bauern-Staat als Straftat. In der Szene hieß die Klausel kurz „Assi-Paragraf“.

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurden die Wochenend-Tramps und ihre Sehnsucht nach individueller Freiheit auf eine harte Probe gestellt. Die liberalen Honecker-Jahre waren vorbei. Auf der Burgruine Wandersleben gab es drei Jahre lang Blues- und Rock-Open-Airs, zu denen Hunderte Freaks strömten. Im vierten Jahr wurde das Spektakel verboten. Die scheinheilige Begründung: Besucher könnten den Transitverkehr auf der nahe gelegenen Autobahn stören. Die 1000-Jahr-Feier von Altenburg im Sommer 1976, zu der laut Volkspolizei bis zu 2500 Trammer angereist waren, legte bei den Ordnungshütern einen Schalter um. Ab jetzt hieß die Devise: vorbeugen, hart durchgreifen, im Keim ersticken. Die Staatssicherheit, die die Trammer bis dahin nur als Einzelphänomene beobachtet hatte, erkannte nun eine ganze Jugendbewegung. Ihre Dossiers über die Kundenszene schwollen seit dem Eklat von Altenburg merklich an.

Fast unausweichlich entluden sich die verhärteten Fronten in einer Reihe von gewalttätigen Zusammenstößen. Während eines deutsch-polnischen Jugendtreffens im Frühsommer 1977 gerieten Trammer und Polizei massiv aneinander, im Herbst desselben Jahres knallte es am Rande eines Rockkonzerts auf dem Berliner Alexanderplatz, ausgerechnet am 7. Oktober. Im Mai 1978

standen die Segel erneut auf Sturm, diesmal während des Erfurter Pressefestes. Das Ergebnis waren ein demolierter Lkw der Bereitschaftspolizei, 26 Verletzte, darunter sechs Volkspolizisten, 16 Ermittlungsverfahren und schließlich hohe Haftstrafen für sieben Jugendliche. In Erfurts Gedächtnis hat sich das Ereignis als „Dreschefest“ eingebrannt, über Jahre hielt sich das Gerücht, dass es auch Tote gegeben hätte.

Steppe spürte den Wandel atmosphärisch. An den Autobahnauffahrten häuften sich die Halteverbotschilder, die ihm das Trampen vermiest. In den Zügen und auf den Bahnhöfen gab es immer mehr übellaunige Transportpolizisten, die es gerade auf die hippiesken Aussteiger abgesehen hatten. Als Steppe 1979 für zwei Wochen nach Rügen und wieder zurück tramt, wird er glatte zehn Mal von der Volkspolizei angehalten, kontrolliert oder „zur Klärung eines Sachverhaltes“ mit aufs Revier genommen. Als er an einem Sonntagmorgen per Zug von Saalfeld über Gera nach Altenburg reisen will, wird er zweimal abgeführt und braucht für die kurze Strecke schließlich einen ganzen Tag. Einmal platzt ihm der Kragen, er erwähnt prophylaktisch, dass er im Fahndungsbuch nicht zu finden sei, das Blättern könne sich der Volkspolizist glatt sparen. Das kostet ihn zusätzlich zehn Mark Ordnungsstrafe.

Um 1980 hört Steppe in der Szene immer öfter das Wort „Ausreise“. Ein Gedanke, der ihm bis dahin noch gar nicht gekommen war. Was er wollte, war Unterwegssein, Musik hören, am Wochenende tun und lassen, wonach ihm der Sinn stand. Mehr nicht, aber auch nicht weniger. Wie das Gros der Trammer beehrte er kulturell auf, aber nicht politisch. Mit den zunehmenden Restriktionen ändert sich das. Er verfasst einen Ausreisantrag, lässt ihn aber vorerst noch in der Schublade. Erst als die Stasi ihm immer wieder zusetzt und er auf ihr Betreiben einmal, dann ein zweites Mal, schließlich ein drittes Mal zum jeweils dreimonatigen Reservedienst bei der NVA eingezogen wird, ist seine Geduld am Ende. Anderthalb Jahrzehnte nach 1968 wird das, was mit langen Haaren, Glockenhosen und Beatlesbild begonnen hat, zum politischen

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

DRESDEN

THOMAS KOCHAN

26. Mai 2009

Signal. Im November 1984 bringt er seinen lange zurückgehaltenen Brief zur Post. Vier Jahre später, 1988, landet er in Hamburg. Im Gepäck: Jesuslatschen und Kletterschuhe.

www.kas.de

www.kas.de/dresden